

Existenzaussage und Existenzvoraussetzung in Existenzsätzen

Von Rainer Carls, S. J.

Im Alltagsleben und in den Wissenschaften spielen Sätze und Fragen der folgenden Art eine große Rolle: „Gibt es einen kürzeren Weg in die Stadt?“ „Es existieren einige Dokumente, die das zeigen.“ „Hat Homer wirklich existiert?“ „Es gibt keinen weiteren Planeten.“ „Es gibt Atome.“ „Es gibt keine größte Primzahl.“ Auch in philosophischen und theologischen Diskussionen sind Sätze dieser Art von größter Bedeutung, wie die folgenden Beispiele zeigen: „Gott existiert.“ „Es gibt ein Naturgesetz.“ „Es gibt einen freien Willen.“ „Es gibt Universalien.“ Dazu kommt noch, daß die philosophische Disziplin der Ontologie aus dem Bemühen entstanden ist, das Vorkommen der Ausdrücke „existiert“ und „ist“ sowie ihre Bedeutung in diesen sog. *Existenzsätzen* und anderen Sätzen verständlich zu machen. Gleichzeitig entdeckt man aber auch, daß eine eingehendere Behandlung der Existenzsätze in der klassischen logischen Analyse und in vielen erkenntnistheoretischen und ontologischen Untersuchungen weitgehend fehlt. Ein Grund mag darin liegen, daß in diesen Sätzen gerade nicht zwei inhaltliche Begriffsbestimmungen miteinander verbunden zu werden scheinen wie in den übrigen Sätzen und daß sie sich darum nicht in das klassische Aufteilungsschema in allgemeine (generelle), partikuläre und singuläre Sätze einfügen. Sodann deckt eine gründliche Beschäftigung mit ihnen leicht Probleme und Absurditäten auf, die man gern vermieden haben möchte. Trotzdem kann man eine logisch-erkenntnistheoretische Untersuchung unseres Denkens und Sprechens wie auch eine Behandlung des Seinsbegriffes nur dann als zufriedenstellend ansehen, wenn auch die Besonderheiten der Existenzsätze dem Verständnis nähergebracht worden sind. Der tiefste Grund für die entstehenden Probleme bei Existenzsätzen und für ihre unzureichende Beachtung in der philosophischen Literatur scheint darin zu liegen, daß man zu wenig zwischen der eigentlichen Existenzaussage und den ihr zugrunde liegenden Existenzvoraussetzungen unterschied. Wir wollen hier, ausgehend von einer Präzisierung dieser beiden Begriffe, näher aufzeigen, welche Konsequenzen für das Verständnis der Existenzsätze entstehen.

Um Einwänden zuvorzukommen, sei hier schon darauf hingewiesen, daß in diesem Artikel nicht alle Aspekte des Problems besprochen oder auch nur erwähnt werden können. Das gilt vor allen Dingen von dem Problem der Mehrdeutigkeit und analogen Beschaffenheit des Ausdrucks „existiert“. Auch wird der Unterschied zwischen der „intentionalen“ Existenz, etwa der Existenz einer Märchengestalt, und der „realen“ Existenz, z. B. der Existenz einer historischen Persönlichkeit, einer Farbe oder auch einer Zahl (?), nur angedeutet, nicht aber näherhin besprochen. Gerade dieser letzterwähnte Unterschied ist so mit falschen Auffassungen belastet, daß seine Erörterung eine eigene Untersuchung erforderlich machen würde. Hier geht es jedoch nur darum, zu zeigen, daß die klassische wie auch die moderne Logik keineswegs ganz frei sind von gewissen Existenzvoraussetzungen, wobei es uninteressant ist, um welche Art von Existenz es sich dabei handelt.

I. Existenzaussage und Existenzvoraussetzung

Bevor wir das Problem der Existenzvoraussetzungen bei Existenzsätzen genauer darstellen können, müssen wir eine Reihe von Begriffen erörtern. Es ist nämlich un-

bedingt notwendig, zwischen der *expliziten Existenzaussage* und der *impliziten Existenzvoraussetzung* bei gewissen Sätzen zu unterscheiden. Ich spreche hier bewußt von „Sätzen“, also von sprachlichen Gegebenheiten, und nicht etwa von den durch verschiedene Sätze ausdrückbaren außersprachlichen Aussagen und noch weniger von den durch eine Person als wahr hingestellten Behauptungen bzw. Urteilen. So kann man annehmen, daß den verschiedenen Sätzen „es gibt Pferde“ und „Pferde existieren“ die gleiche Existenzaussage entspricht. Aber wir wollen hier nicht einmal behaupten, daß es solche idealen Gebilde wie außersprachliche Existenzaussagen gibt. Entscheidend ist nur, daß zwei verschiedene Sätze dasselbe aussagen können.

1. *Die Existenzaussage*: Die ausdrückliche Aussage, daß irgend etwas oder irgendwer oder irgendwelche Dinge existieren, ist auf jene Art von Sätzen beschränkt, die man „Existenzsätze“ zu nennen pflegt und zu denen man die folgenden rechnen kann: „Pferde existieren“, „es gibt zahme Tiger“, „zu jeder Gleichung gibt es eine Lösung“, „Drachen existieren“, „es gibt eine gerade Primzahl“, „Sokrates hat existiert“, „Pegasus hat existiert“ u. a. Alle diese Sätze lassen eine Verneinung zu, so daß man von „positiven“ und „negativen“ Existenzsätzen (= „verneinten Existenzsätzen“) sprechen kann. Außerdem läßt sich bei allen diesen Sätzen zwischen der Existenzkomponente wie „existiert“, „es gibt“ und der inhaltlichen Komponente wie „Pferde“, „zahme Tiger“, „Drachen“, „eine gerade Primzahl“, „Sokrates“, „Pegasus“ unterscheiden.

Vor allem besitzt die Existenzkomponente Besonderheiten, die eine Klärung erforderlich machen. Man muß nämlich unbedingt auf das Tempus eines Existenzsatzes achten, da der Satz „Sokrates existiert“ zu Sokrates' Lebzeiten als wahr, heute aber als falsch angesehen werden muß, sofern man ihn nicht in zeitloser Weise versteht, also im Sinne von „zu irgendeiner Zeit existiert Sokrates“. Hier sollen nur solche *zeitlosen* Existenzsätze berücksichtigt werden. Ein Vergleich zwischen den Sätzen „es gibt Drachen“ und „im Märchen gibt es Drachen“, bei denen der erste als falsch und der zweite als wahr anzusehen ist, zeigt außerdem, daß zwischen den sog. „*unqualifizierten*“ Existenzsätzen und den „*qualifizierten*“ Existenzsätzen ein wichtiger Unterschied besteht. Wir wollen jedoch fast ausschließlich die unqualifizierten Existenzsätze beachten, bei denen man weder explizit noch implizit auf besondere Existenzsphären wie Märchen, Träume, Wünsche, Romane, Bilder u. a. hinweist. Schließlich könnte man aufgrund philosophischer Erwägungen der Existenzkomponente in „es gibt Pferde“ und „es gibt Primzahlen“ einen je verschiedenen Sinn zuschreiben, da Existenz bei Tieren etwas anderes meint als bei Zahlen. Hier wollen wir von solchen Sinnunterschieden grundsätzlich absehen und die Existenzkomponente überall in gleicher Weise behandeln.

Auch die inhaltliche Komponente der Existenzsätze führt, sofern man sie unter mehr formalen Gesichtspunkten betrachtet, zu zwei Unterscheidungen. Man sollte nämlich beachten, daß die inhaltliche Komponente bisweilen ein Name oder ein singulärer Ausdruck ist wie in „Sokrates existiert“, „die größte Primzahl gibt es nicht“ und bisweilen ein allgemeiner Ausdruck wie in „Pferde existieren“, „es gibt gerade Primzahlen“. Ohne diesen Unterschied präziser herauszuarbeiten, sprechen wir hier im ersten Falle von „*singulären* Existenzsätzen“ und im zweiten von „*nichtsingulären* Existenzsätzen“¹. Die zweite Unterscheidung ist für uns von geringerer Bedeutung: Je nachdem ob die inhaltliche Komponente etwas Konkretes wie Menschen, Tiere, Plätze usw. meint oder etwas Abstraktes wie Zahlen, Eigenschaften u. a. kann man von „*konkreten* Existenzsätzen“ bzw. von „*abstrakten* Existenzsätzen“ sprechen.

¹ Vgl. W. V. Quine, Designation and existence, in: JPH 36 (1939) 701 f.

2. *Die Existenzvoraussetzung*: Um zu erklären, was mit einer „Existenzvoraussetzung“ gemeint ist, muß zunächst einmal der Ausdruck „Voraussetzung“ andeutungsweise erläutert werden². Man kann davon ausgehen, daß ein Satz oftmals das nicht ausdrücklich zur Sprache bringt, was zu seinem richtigen und eindeutigen Verständnis implizit vorausgesetzt werden muß. Will man etwa den Sinn von „dieser Tisch ist groß“ erfassen, um die Wahrheit dieses Satzes beurteilen zu können, so muß man sich zunächst einmal Klarheit verschaffen, welche Norm für Größe und Kleinheit in bezug auf das Prädikat „ist groß“ implizit vorausgesetzt wird. Diese könnte beispielsweise die Durchschnittsgröße aller Tische sein. Sie könnte aber auch in bezug auf die Größe des Sprechers verstanden werden. Deshalb ist die Wahrheit des Satzes nur relativ zu dieser Norm zu bestimmen. Außerdem setzt das Subjekt „dieser Tisch“ voraus, daß es einen Sprecher gibt, der gleichzeitig auf etwas hinweist, und nur in bezug auf diesen Sprecher und seinen Zeigegestus kann die Wahrheit des Satzes beurteilt werden. Beides, die Norm für die Größe des Tisches und die Bindung des Satzes an den Zeigegestus des Sprechers, ist zwar notwendig zum vollen Verständnis des Satzes, es wird aber nicht ausdrücklich im Satz erwähnt.

Wie wenig es sich hierbei um Selbstverständlichkeiten handelt, zeigt die folgende Situation. Angenommen eine Norm für die Beurteilung der Größe von Tischen liegt fest, auch gibt es einen Sprecher, der den Satz „dieser Tisch ist groß“ äußert, der aber dabei nicht auf einen Tisch, sondern auf eine Vase oder auf einen laufenden Hasen zeigt. Wie soll man die Wahrheit oder Falschheit dieses Satzes beurteilen? Man kann doch nicht einfach sagen, daß der Satz grammatisch falsch gebildet oder daß er vollständig sinnlos ist. Denn der Sinn jedes Bestandteils und auch des Ganzen ist voll einsichtig. Trotzdem scheint ein merkwürdiger Unsinn vorzuliegen, weil das im Satz ausdrücklich Geäußerte in gewisser Weise mit dem vom Satz implizit Vorausgesetzten in Konflikt gerät. Es handelt sich bei diesen impliziten Voraussetzungen also nicht nur um etwas Zweitrangiges. Auch wenn im Normalfall keine Probleme aufzutreten brauchen, so gibt es doch Grenzfälle, die ein allzu einfaches Verständnis der sprachlich-logischen Satzstrukturen in Frage stellen und eine eingehendere Analyse der Situation erforderlich machen. Hier seien noch ein paar Beispiele erwähnt, die den Umfang des ganzen Problems zeigen. Wie soll man sich zu der Frage stellen: „Ist dein Bruder aus Amerika zurückgekommen?“, wenn ich keinen Bruder habe oder wenn mein Bruder nie in Amerika gewesen ist? Was ist zu dem scheinbar logisch wahren Satz zu sagen: „Entweder hat Herr M. aufgehört, seine Frau zu schlagen, oder nicht“, falls Herr M. niemals seine Frau geschlagen hat oder nicht verheiratet ist? In allen diesen Fällen ist der Sinn dieser Sätze kein Problem, und doch scheint es keine ganz befriedigende Antwort auf die Frage nach ihrer Wahrheit und Falschheit zu geben.

Einige weitere Beispiele mögen uns noch näher an unsere Frage heranführen. Eine von rationalistischen Gedanken geprägte Logik und Erkenntnistheorie hatte bisweilen angenommen, daß jeder vollständige Satz, in dem jeder Ausdruck seinen Sinn hat und der korrekt gebildet ist, entweder wahr oder falsch sein muß. Freilich gab man zu, daß die Wahrheit und Falschheit von Sätzen bisweilen belanglos sein kann, wie etwa bei grammatischen Beispielsätzen. Aber trotzdem sollten alle Sätze *an sich* entweder wahr oder falsch sein. Diese Auffassung erweist sich sehr schnell als falsch, da der Satz „Unser König ist todkrank“ gerade nicht an sich wahr oder falsch ist, sondern nur bezogen auf den, der ihn äußert, und auf die Umstände, unter denen er geäußert wird. Ein Schwede, der diesen Satz in der ersten Septemberwoche 1973 aussprach, als König Gustav VI. Adolf auf dem Sterbebett lag, sagte

² Ausführlicher ist dieses Thema erörtert worden in: *P. F. Strawson*, On referring, in: *Strawson*, *Logico-linguistic papers* (London 1971) 6–17; *derselbe*, Introduction to logical theory (London 1952) 174–176, 213 f.; *W. Sellars*, Presupposing, in: *PhRev* 63 (1954) 197–206; *P. F. Strawson*, A reply to Mr. Sellars; ebd. 216–231.

die Wahrheit. Einen Monat später, als der neue König Carl XVI. Gustaf sein Amt angetreten hatte, war der gleiche Satz im Munde des gleichen Schweden falsch. Was soll man aber zu eben diesem Satz sagen, wenn er von dem gleichen Schweden während des Interregnums oder sogar von einem Bürger der Schweiz geäußert wird? Der Sinn des Satzes ist voll verständlich, und dennoch weiß man in diesen letzten Fällen nicht, worüber man mit „unser König“ spricht und wie man die Wahrheit und Falschheit des Satzes beurteilen muß. Dieses Beispiel zeigt vor allen Dingen auch, daß das Sprechen über etwas und die mögliche Wahrheit und Falschheit eines Satzes ganz eng zusammenhängen. Beides scheint noch keineswegs dadurch garantiert zu sein, daß ein sinnvoller Satz geäußert wird. Vielmehr muß beides von den Umständen her, in denen ein Satz geäußert wird, genauer bestimmt werden. Ein weiteres Beispiel kann diese Tatsache noch genauer beleuchten. Denn wenn ein Schauspieler in einem Theaterstück auf der Bühne den Satz äußert „Unser König ist todkrank“, so kann man diesen in bezug auf die Welt des Theaterstückes für wahr oder falsch ansehen, aber nicht einfachhin in bezug auf die wirkliche Welt. Weder die Struktur eines Satzes noch seine Bestandteile sind schon eine Garantie dafür, daß der Satz selbst wahr oder falsch ist und daß er in eindeutiger Weise über etwas spricht. Erst die Beachtung der konkreten Situation des Satzes gibt uns eine Sicherheit in dieser Hinsicht.

Nun will man aber bisweilen einen Satz an sich betrachten, man will ihn auf seine Wahrheit hin untersuchen oder als Prämisse in einem logischen Schluß verwenden. In diesen Fällen ist es notwendig zu wissen, welche Voraussetzungen erfüllt sein müssen, damit der Satz überhaupt als wahr oder falsch angesehen werden kann. Unter diesen Voraussetzungen gibt es auch die sog. *Existenzvoraussetzungen*. Ein sinnvoller Satz wird nämlich nur dann, wenn er *über etwas spricht*, eine wahre oder falsche Aussage machen. Darum muß man unter Einbeziehung aller Umstände eindeutig festzulegen versuchen, worüber er spricht, wenn er überhaupt über etwas spricht. Freilich zeigt das Theaterbeispiel, daß man mit Wahrheit und Falschheit in einem echten Sinne nur dann rechnen darf, wenn das, worüber man spricht, nicht nur innerhalb eines Theaterstückes oder etwas Ähnlichem vorkommt, sondern in der Wirklichkeit *existiert*. Deshalb kann man genauer festlegen: „Die Existenz von A (bzw. A's) ist in einem Satz S vorausgesetzt“ soll besagen „S ist wahr oder falsch nur dann, wenn A existiert (bzw. A's existieren).“ Dabei soll keineswegs festgelegt sein, wie sich das A (bzw. die A's) zu S verhalten, ob sie beispielsweise durch das Subjekt von S angegeben werden. Für uns ist es notwendig, dieses Verhältnis zunächst grundsätzlich unbestimmt zu lassen. Außerdem ist deutlich, daß es sich um die von S implizit vorausgesetzte, nicht aber um die explizit ausgesagte Existenz handelt. Beides ist verschieden, wie auch der Satz „Drachen existieren“ zeigt, wo die Existenz von Drachen zwar ausdrücklich ausgesagt, aber nicht vorausgesetzt wird, da der Satz (wahr oder) falsch ist, obwohl es keine Drachen gibt.

Es muß außerdem noch darauf hingewiesen werden, daß die Art und Weise, wie man die Existenzvoraussetzungen von Sätzen festlegt, Folgen haben muß sowohl für das Verständnis der Sätze selbst wie auch für die logischen Konsequenzen aus ihnen. Sobald man Sätze an sich auf ihre Wahrheitsbedingungen untersuchen will oder als Prämissen in logischen Schlußfolgerungen benutzt, ist es unbedingt erforderlich, dieses Verhältnis zwischen einem Satz und seinen Existenzvoraussetzungen genauer festzulegen. Da die impliziten Existenzvoraussetzungen von Sätzen einen Unsicherheitsfaktor bei der Untersuchung der Sätze z. B. in logischen Zusammenhängen darstellen, wird man sich natürlich bemühen, diese Voraussetzungen so weit als möglich ausdrücklich zu formulieren. Eine Folge davon ist aber zugleich, daß man sich damit von der lebendigen Sprache entfernt und ein ideales logisches System erstellt. Wir wollen das an einer Klasse von Sätzen, nämlich an den Existenzsätzen, genauer aufzeigen.

II. Das Problem der Existenzsätze

In der Alltagssprache verwenden wir sinnvollerweise Existenzsätze der verschiedensten Arten. Dabei haben solche Sätze wie „schwarze Schwäne existieren“ und „Sokrates existiert“ die gleiche grammatische Subjekt-Prädikat-Struktur wie andere prädikative Sätze, wie etwa „schwarze Schwäne fliegen“ und „Sokrates denkt“. Ein solcher Vergleich könnte uns leicht dazu veranlassen, in der inhaltlichen Komponente des Existenzsatzes auch das logische Subjekt und in der Existenzkomponente das logische Prädikat zu sehen. Aber schon die Gleichwertigkeit von „schwarze Schwäne existieren“ mit „es gibt schwarze Schwäne“ muß uns vor einer allzu leichtfertigen Gleichsetzung warnen, da der zweite Satz keineswegs die gewöhnliche Subjekt-Prädikat-Struktur besitzt. Wir wollen hier auf einige Eigenarten der Existenzsätze hinweisen, die erst in neuerer Zeit deutlicher herausgearbeitet werden konnten und die uns in unserer Untersuchung zu den Existenzvoraussetzungen weiterführen können.

1. *Erkenntnistheoretischer Charakter der Existenzsätze:* Schon die klassische Philosophie hatte sich um ein Verständnis des erkenntnistheoretischen Charakters der Existenzsätze bemüht. Das gleiche Problem ist später von Kant aufgegriffen worden, und seine Untersuchungen haben ihn schließlich zu der Folgerung geführt, daß die „Existenz“ kein *reales Prädikat* sein kann³. Unter einem „realen Prädikat“ versteht Kant einen „Begriff von irgend etwas, was zu dem Begriffe eines Dinges hinzukommen könne“, oder auch ein „Prädikat, welches über den Begriff des Subjektes hinzukommt und ihn vergrößert“. Im Zusammenhang mit dieser Definition hat man darauf hingewiesen, daß Kant bisweilen den Unterschied vernachlässigt, der besteht zwischen demjenigen, worüber gesprochen wird, und dem Begriff, vermittels dessen über etwas gesprochen wird. So sprechen die Sätze „die Frau des Sokrates ist weiblich“ und „die Frau des Sokrates ist böse“ beide über dasselbe, nämlich über Xanthippe, und beide erfassen Xanthippe durch den gleichen Begriff, den der Frau des Sokrates. Aber während in bezug auf diesen Begriff „böse“ eine Bestimmung ausdrückt, die hinzukommt und den Begriff vergrößert, so ist das bei „weiblich“ nicht der Fall, da dies schon in „Frau“ mitgesagt ist. In bezug auf die Xanthippe selbst kommt jedoch weder durch „böse“ noch durch „weiblich“ etwas Neues hinzu, da man nur von der bösen, weiblichen Xanthippe sagen kann, sie sei böse und weiblich. Nur hinsichtlich der Subjektbegriffe ist also die Definition der realen Prädikate relevant, nicht aber in bezug auf das durch den Begriff Gemeinte⁴.

Bedeutsam ist hier vor allem Kants erkenntnistheoretische Untersuchung der Existenzsätze, bei der er seine Aufteilung in *analytisch* und *synthetisch* voraussetzt. Wäre ein Existenzsatz analytisch, dann müßte er nach dem einen Verständnis der analytischen Sätze im Begriff seines Subjektes schon Existenz mitbesagen, die dann außerdem noch im Prädikat ausgesprochen wird. Man käme in diesem Fall nur zu der tautologischen und damit stets wahren Aussage, daß existierende So-und-sos existieren. Identifiziert man jedoch nach der zweiten bei Kant erwähnten Auffassung den Gedanken eines So-und-so mit dem So-und-so selbst, so kann der Existenzsatz nichts anderes meinen, als daß das (in mir als Gedanke existierende) So-und-so (in mir) existiert. In beiden Fällen wäre es nicht möglich, einen negativen Existenzsatz wie „So-und-sos gibt es nicht“ zu bilden, ohne unmittelbar einen Widerspruch zu begehen. Da jedoch solche negativen Sätze als wahre oder falsche Sätze gebildet werden können, darf ein gewöhnlicher Existenzsatz nicht als ein analytischer Satz angesehen werden. An dieser Auffassung ist soviel richtig, daß

³ I. Kant, Kritik der Reinen Vernunft (Riga 1787) (B), 625–629.

⁴ Vgl. J. Shaffer, Existence, predication, and the ontological argument, in: Mind n. s. 71 (1962) 309–311.

Existenzsätze meist nicht in trivialer Weise als wahr aufzuzeigen sind und daß sowohl positive wie negative Existenzsätze wahr oder falsch sein können. Bedeutsam ist auch, daß sich die Wahrheit dieser Sätze oft nicht aus einer logischen Analyse des Subjektbegriffs, sondern aufgrund empirischer Untersuchungen feststellen läßt.

Wenn jedoch ein Existenzsatz nicht analytisch ist, dann müßte er nach Kant synthetisch sein, d. h., das Prädikat der Existenz muß zu seinem Subjektbegriff etwas hinzufügen, was in keiner Weise im Subjekt mitgedacht war. Deshalb dürfte man in den Begriff des Subjekts nicht schon irgendwie den Begriff der Existenz mit hineinbringen, man müßte ihn also nur seiner Möglichkeit nach denken. Aber Kant hat auch gegen dieses Verständnis einen Einwand:

„Wenn ich also ein Ding, durch welche und wie viel Prädikate ich will, (selbst in der durchgängigen Bestimmung) denke, so kommt dadurch, daß ich noch hinzusetze ‚Dieses Ding ist‘, nicht das Mindeste zu dem Dinge hinzu. Denn sonst würde nicht eben dasselbe, sondern mehr existieren, als ich im Begriffe gedacht hatte, und ich könnte nicht sagen, daß gerade der Gegenstand meines Begriffs existiere.“⁵

Anknüpfend an das, was oben schon bezüglich der „realen Prädikate“ gesagt wurde, kann man hier gegen Kant einwenden, daß man mit dem gleichen Argument zeigen kann, daß überhaupt keine synthetischen Urteile möglich sind. Denn wenn ich ein Ding wie die Frau des Sokrates durch wie viele Prädikate auch immer denke, so kommt dadurch, daß ich hinzusetze „die Frau des Sokrates ist böseartig“, zu der Xanthippe selbst nichts hinzu. Wohl aber kann etwas zu dem Begriff der Frau des Sokrates hinzukommen. Deshalb existiert dasselbe und nicht etwa mehr, als was ich im Begriffe gedacht hatte, und man kann sehr gut sagen, daß gerade der Gegenstand des Begriffes existiert, aber daß er im Satz nicht nur durch den ursprünglichen Subjektbegriff, sondern auch durch den erweiterten Begriff gedacht wird. Das synthetische Urteil soll ja den Begriff des Subjekts, nicht aber das durch den Begriff Gedachte erweitern. Nur das erste ist überhaupt möglich, nicht aber das zweite; denn sonst würde wirklich nicht der Gegenstand des Subjektbegriffes existieren, sondern ein anderer. Deshalb verändert man auch nicht das als Mögliche Gedachte, wenn man den Begriff des möglichen Dings durch das Prädikat „existiert“ erweitert, denn das als Mögliche Gedachte kann ja sehr gut selbst ein Existierendes sein und wird keineswegs als etwas bloß Mögliches oder als unverwirklichtes Possibile gedacht. In diesem unklaren Zustand hat Kant das Problem der Existenzsätze der Nachwelt hinterlassen, und es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn spätere Philosophen ihre eigenen Ansichten schon bei Kant wieder zu finden glaubten⁶. Zwei Gedanken Kants sind jedoch von Bedeutung für uns: einmal daß die Existenzsätze gewöhnlich nicht analytischer Natur und deshalb nicht notwendig wahr oder falsch sind, und sodann daß „existiert“ ein Prädikatausdruck von besonderer Beschaffenheiten ist. Wir müssen darauf noch näher bei der folgenden Analyse der Existenzsätze zu sprechen kommen.

2. *Besonderheit der nichtsingulären Existenzsätze:* Die bisher erwähnten nichtsingulären Existenzsätze wie „Pferde existieren“, „Tiger existieren“, „Primzahlen existieren“ haben an sich schon einen merkwürdigen sprachlichen Klang. Sie unterscheiden sich außerdem trotz ihrer korrekten grammatischen Form in auffälliger Weise von den entsprechenden prädikativen Sätzen wie „Tiger brüllen“, „Primzahlen sind nicht teilbar“ u. a. Denn diese letzteren kann man in sehr verschiedener Weise verstehen und sie werden erst durch die Hinzufügung von Ausdrücken wie „alle“, „die meisten“, „viele“, „einige“, „wenigstens ein“ u. a. vereindeutigt. Rein

⁵ I. Kant, ebd. 628.

⁶ Vgl. dazu G. Ryle, Systematically misleading expressions, in: *Logic and language* (first ser.), ed. with an introd. by A. Flew (Oxford 1952) 15; W. Kneale, Is existence a predicate?, in: *Proc. Arist. Soc., Suppl.* vol. 15 (1936) 154–158; W. Carl, Existenz und Prädikation (München 1974) 24, 172–174.

sprachlich ist das auch bei den Existenzsätzen möglich. Aber während „viele Tiger existieren“, „einige Tiger existieren“, „wenigstens ein Tiger existiert“ noch einen einigermaßen verständlichen Sinn ergeben, ist nur noch schwer zu begreifen, was man mit „alle Tiger existieren“ und „die meisten Tiger existieren“ sagen will. Das wird noch deutlicher, wenn man das gleiche Verfahren auf den Satz „es gibt Tiger“ anwendet. Was bedeuten hier eigentlich die Sätze „es gibt alle Tiger“, „es gibt die meisten Tiger“?⁷ Der merkwürdige Charakter der nichtsingulären Existenzsätze wird ganz besonders deutlich, wenn man außerdem noch Negationen verwendet. Was heißt es eigentlich, wenn man sagt „nicht alle Tiger existieren“, „alle Drachen gibt es nicht“, „die meisten Drachen existieren nicht“? Zeigen nicht schon diese Beispiele, daß bei den Existenzsätzen etwas ganz Besonderes vorliegt?

Eine genauere Analyse zeigt sehr bald den Grund für das Fehlverhalten eines *generellen positiven Existenzsatzes* wie „alle Tiger existieren“, sofern man ihn im Sinne der älteren Logik *kategorisch* versteht. In diesem Falle soll sich bei einem generellen Satz wie „alle Tiger brüllen“ das Subjekt auf alle in dieser Welt existierenden Tiger beziehen, da nur von solchen gilt, daß sie brüllen, d. h. vernehm- und registrierbare Brülltöne ausstoßen. Versteht man jedoch „alle Tiger existieren“ in eben-dieser Weise, so wird man von den in dieser Welt existierenden Tigern überflüssigerweise noch einmal aussagen, daß sie existieren. Noch erstaunlicher ist das Ergebnis, wenn man einen *generellen negativen Existenzsatz* wie „alle Drachen existieren nicht“ in *kategorischer* Weise versteht. Dieser muß sich nämlich auf alle in dieser Welt existierenden Drachen beziehen und ihnen gleichzeitig die Existenz absprechen. Hier zeigt schon die Umformulierung in den gleichwertigen Satz „kein Drache existiert“, wie problematisch die kategorische Deutung ist, da man nicht gut von keinem Drachen reden kann, dem man außerdem noch die Existenz zuspricht. Bei einem kategorischen Verständnis stellt sich sofort heraus, daß die positiven generellen Existenzsätze tautologisch und die negativen kontradiktorisch sind. Gleichzeitig entgeht es einem nicht, daß es sich in diesen Fällen nicht um Tautologien und Kontradiktionen der gewöhnlichen Art handelt.⁸ Aber mit diesem Ergebnis steht unmittelbar im Widerspruch, daß nichtsinguläre Existenzsätze wie „es gibt Tiger“, „es gibt keine Drachen“ keineswegs tautologischen oder kontradiktorischen Charakter haben, daß man vielmehr durch eine empirische Untersuchung ihre Wahrheit oder Falschheit feststellen muß.

Nachdem sich herausgestellt hat, daß nichtsinguläre Existenzsätze wie „Tiger existieren“ und „Drachen gibt es nicht“ nicht als kategorisch zu interpretierende generelle Sätze verstanden werden dürfen, bleibt uns die Möglichkeit, sie als partikuläre Sätze im Sinne von „einige Tiger existieren“, „einige Drachen gibt es nicht“ aufzufassen. Für diese Lösung spricht vor allem, daß für die Wahrheit des Satzes „Tiger existieren“ vorausgesetzt werden muß, daß es wenigstens einen oder einige Tiger gibt. Man scheint also zur Beschreibung der Wahrheitsbedingungen der nichtsingulären Existenzsätze einen partikulären Existenzsatz wie „einige Tiger existieren“ voraussetzen zu müssen. Deshalb liegt dieser sogar als eine adäquate Verdeutlichung des nichtsingulären Existenzsatzes „Tiger existieren“ nahe.⁹ Gleichzeitig läßt sich jedoch zeigen, daß diese Auffassung zu einem Paradox führt, das schon im Alter-

⁷ G. E. Moore, *Is existence a predicate?*, in: Proc. Arist. Soc., Suppl. Vol. 15 (1936) 177–180; P. F. Strawson, *Is existence never a predicate?*, in: Critica (Mexico) 1 (1967) 8–12; W. Carl, ebd. 25–29.

⁸ C. D. Broad, *Religion, philosophy, and psychical research* (London 1953) 182; D. F. Pears, *Is existence a predicate?*, in: Philosophical logic, ed. by P. F. Strawson (Oxford 1963) 101.

⁹ G. E. Moore, ebd. 178; G. Nakhnikian and W. C. Salmon, „Exists“ as a predicate, in: PhRev 66 (1957) 536 f.

tum bekannt und auch in neuerer Zeit immer wieder besprochen worden ist¹⁰. Vorausgesetzt ist dabei freilich immer, daß die nichtsingulären Existenzsätze im kategorischen Sinne verstanden werden.

Bei der kategorischen Interpretation eines partikulären Satzes wie „einige Tiger brüllen“ geht man davon aus, daß er über existierende Tiger spricht und von einigen unter diesen aussagt, daß sie brüllen. Verstünde man den Existenzsatz „Tiger existieren“ in ebendieser Weise, dann würde er von einigen der existierenden Tiger in tautologischer Weise nur noch einmal sagen, daß sie existieren. Das Prädikat fügt hier wirklich nichts zum Subjekt hinzu. Sobald man jedoch die Negation mitberücksichtigt, verschärft sich das Problem. Neben dem ganz vernünftigen Satz „einige Tiger brüllen und einige nicht“ wirkt der entsprechende Existenzsatz „einige Tiger existieren und einige nicht“ wie Unsinn. Freilich macht man es sich wohl zu leicht, wenn man den Satz „einige Tiger existieren nicht“ verglichen mit „einige Tiger brüllen nicht“ sofort als sinnlos erklärt¹¹. Entscheidend ist vielmehr, daß ein solcher Satz nach der kategorischen Interpretation sich einerseits auf existierende Tiger bezieht und andererseits einigen dieser existierenden Tiger die Existenz abspricht. Das ist eine ganz offenbare Kontradiktion, freilich eine Kontradiktion besonderer Art, da hier nicht der begriffliche Inhalt des Subjektausdruckes mit dem des Prädikatausdruckes in Konflikt gerät, sondern die implizite Existenzvoraussetzung des Subjekts mit der expliziten Existenzaussage des Prädikats. Dasjenige, was beim Gebrauch des partikulären Subjekts vorausgesetzt werden muß, wird ihm im Prädikat abgesprochen. Gerade dies vermittelt den Eindruck der Sinnlosigkeit. Der Satz „einige Tiger brüllen und einige nicht“ scheint den Bereich der existierenden Tiger aufzuteilen in solche, die brüllen, und solche, die es nicht tun. Welchen Bereich aber soll nun der Satz „einige Tiger existieren und einige nicht“ aufteilen, wenn er wirklich einem gewöhnlichen partikulären Satz entsprechend verstanden werden soll? Muß nicht der erste (positive) Teil des Satzes unmittelbar als eine Tautologie und der zweite (negative) Teil als eine Kontradiktion (besonderer Art) angesehen werden? Existenzvoraussetzung stößt hier mit Existenzaussage zusammen und ergibt in dem einen Falle eine Selbstverständlichkeit, in dem anderen aber einen Widerspruch von merkwürdiger Beschaffenheit.

Ganz abgesehen davon, ob man die nichtsingulären Existenzsätze im Sinne der klassischen Logik als generelle oder partikuläre Sätze versteht, solange man sie in kategorischer Weise interpretiert, ergibt sich ein Paradox. Entscheidend ist nämlich, daß man annimmt, der Subjektausdruck eines negativen Existenzsatzes wie „Drachen existieren nicht“ spreche wirklich von Drachen, und zwar von solchen, die existieren. Da man diesen Drachen im Satz ausdrücklich die Existenz abspricht, gibt es also nichts, worüber dieser Satz sprechen kann. Ein solcher negativer Existenzsatz kann unter keinen Umständen wahr sein, da er immer dem die Existenz abspricht, dessen Existenz er implizit im Subjekt voraussetzen muß. Gleichzeitig läßt sich aber durch eine empirische Untersuchung der Welt die Wahrheit des Satzes „es gibt keine Drachen“ feststellen. Aufgrund der Analyse erweist sich ein negativer Existenzsatz als niemals wahr, und aufgrund einer empirischen Untersuchung läßt er sich doch als wahr aufzeigen. Dieses Paradox zeigt, daß an unserer kategorischen Interpretation, die ja der Analyse der nichtsingulären Existenzsätze zugrunde lag, etwas falsch sein muß.

3. *Das Paradox bei singulären Existenzsätzen:* Bei den nichtsingulären Existenzsätzen scheint sich eine Auflösung der Schwierigkeiten dadurch anzubieten, daß

¹⁰ C. D. Broad, ebd. 182 f.; A. J. Ayer, *Language, truth, and logic* (London 1946²) 43; P. T. Geach, *On what there is*, in: *Proc. Arist. Soc., Suppl.* Vol. 25 (1951) 125; D. F. Pears, ebd. 101; R. L. Cartwright, *Negative existentials*, in: *Philosophy and ordinary language*, ed. by C. E. Caton (Urbana 1963) 55 f.; W. Carl, ebd. 29–31.

¹¹ Vgl. dazu G. E. Moore, ebd. 179 f.; W. Carl, ebd. 25–27.

man von einem anderen als dem kategorischen Verständnis dieser Sätze ausgeht. Nun ergibt sich aber bei den singulären Existenzsätzen ein ganz entsprechendes Paradox, und gleichzeitig verschärft sich das Problem, da ja die kategorische Deutung der singulären Sätze besonders naheliegend ist. Niemand scheint ernstlich bezweifeln zu wollen, daß in dem singulären Satz „Sokrates ist ein Philosoph“ das grammatische Subjekt über den existierenden Sokrates spricht und von diesem ausgesagt wird, daß er ein Philosoph ist. Freilich wird man unmittelbar zur Vorsicht gemahnt, wenn man die Sätze „der König der Schweiz ist todkrank“ und „die größte Primzahl ist größer als 100“ betrachtet. Sprechen diese Sätze wirklich von einem existierenden König der Schweiz und von der größten Primzahl, die es ja nicht gibt?

Geht man zu den singulären Existenzsätzen über, so tritt das Problem in aller Schärfe hervor. Bei dem *positiven* singulären Existenzsatz „Sokrates existiert“ muß man doch nach der kategorischen Interpretation von dem als existierend vorausgesetzten Sokrates sprechen, dem man dann noch ausdrücklich die Existenz zuspricht. Auch der positive singuläre Existenzsatz muß also danach grundsätzlich als Tautologie (besonderer Art) und deshalb als stets wahr betrachtet werden. Das hat aber zur Folge, daß auch der Satz „der König der Schweiz existiert“ tautologisch und wahr sein muß. Ja, man kann auf diese Weise sogar einen etwas verkürzten ontologischen Gottesbeweis erstellen, da man im Satz „Gott existiert“ über den schon als existierend vorausgesetzten Gott spricht, dem man dann außerdem noch die Existenz ausdrücklich zuschreibt. Ganz ähnlich ließe sich natürlich auch die Existenz des Teufels, des Pegasus und der größten Primzahl beweisen. Das Problem wird noch deutlicher bei einem *negativen* singulären Existenzsatz wie „der König der Schweiz existiert nicht“. Denn nach der kategorischen Interpretation müßte dieser Satz über den existierenden König der Schweiz sprechen und ihm gleichzeitig die Existenz absprechen. Das wäre aber eine Kontradiktion (besonderer Art), und der betreffende Satz sowie jeder andere negative singuläre Existenzsatz müßten als falsch angesehen werden. Im Widerspruch mit diesen Ergebnissen der Analyse läßt sich aber durch eine einfache empirische Untersuchung feststellen, daß der Satz „der König der Schweiz existiert nicht“ wahr ist¹². Hier liegt ein ganz klares Paradox vor, welches auch bei den singulären Existenzsätzen die kategorische Deutung in Frage stellt.

Der Versuch, alle singulären Existenzsätze ganz einfach für *sinnlos* zu erklären, ist wohl ein zu starkes Heilmittel, da auf diese Weise eine große Anzahl von Sätzen der Alltagssprache eliminiert werden, die man allgemein für sinnvoll ansieht. Aber auch die mildere Auffassung, die einen singulären Existenzsatz nur dann für sinnvoll betrachten will, wenn das in seinem Subjekt Gemeinte wirklich existiert, erweist sich als zu hart. Danach wären zwar „Sokrates existiert“ und „Sokrates existiert nicht“ als sinnvolle wahre bzw. falsche Sätze zu betrachten, während „der König der Schweiz existiert“ und „der König der Schweiz existiert nicht“ als sinnlose satzähnliche Gebilde anzusehen wären, die weder wahr noch falsch sein können. Gegen diese Auffassung läßt sich nämlich geltend machen, daß wir solche Sätze sinnvollerweise in der Sprache verwenden. Schwerer wiegt jedoch, daß es dann keine wahren negativen singulären Existenzsätze mehr geben kann, da das in ihrem Subjekt Gemeinte ja nicht existieren darf und die betreffenden Sätze folglich sinnlos sein müssen. Außerdem wäre jede *reductio ad absurdum* unmöglich, die von der ausdrücklichen Annahme der Existenz von etwas Bestimmten ausgeht und aufzeigt, daß es so etwas nicht geben kann. In diesem Falle wäre nämlich schon der positive Existenzsatz am Anfang des Beweises sinnlos, da ja das nicht existiert, dessen Exi-

¹² Vgl. D. F. Pears, ebd. 98; W. Carl, ebd. 30.

stenz einfachhin angenommen wird. Singuläre Existenzsätze mit Subjekten, die Nichtexistierendes bezeichnen, einfachhin für sinnlos zu erklären, ist keine Lösung des Paradoxes¹³.

III. Lösungsversuche für das Paradox der Existenzsätze

Um das eben erörterte Paradox bei den Existenzsätzen zu beseitigen, hat es in der Philosophiegeschichte die verschiedensten Lösungsversuche gegeben¹⁴. Für eine systematische Darstellung lohnt es sich, die einzelnen Beweisschritte ausdrücklich zu formulieren, die zu der paradoxalen Folgerung führen, daß alle negativen Existenzsätze falsch sind. Das Resultat ergibt sich aus den folgenden drei Prämissen:

- P 1 Ein negativer Existenzsatz von der Gestalt „A existiert nicht“ (bzw. „A's existieren nicht“, wenn er nichtsingulär ist) spricht über A (bzw. über A's).
 P 2 Wenn ein Satz über A (bzw. über A's) spricht, dann muß A (bzw. dann müssen A's) existieren.
 P 3 Wenn A existiert (bzw. A's existieren), dann ist der negative Existenzsatz „A existiert nicht“ (bzw. „A's existieren nicht“) falsch.

Da man die dritte Prämisse kaum in Frage stellen wird, muß man eine oder beide der ersten Prämissen bestreiten. Bei diesen spricht die zweite offenbar von den Existenzvoraussetzungen eines kategorisch verstandenen Satzes, während die erste das kategorische Verständnis eines Existenzsatzes festlegt. Die Beseitigung der ersten Prämisse hat also zur Folge, daß ein Existenzsatz von allen anderen kategorisch verstandenen Sätzen (wenn eine solche Interpretation überhaupt richtig ist) unterschieden werden muß.

1. *Existenzsätze mit modifizierten Existenzvoraussetzungen*: Bestreitet man die zweite Prämisse (P 2), so wird man zwar annehmen, daß Sätze wie „Drachen existieren nicht“ und „Hamlet gibt es nicht“ über Drachen und über Hamlet sprechen, daß aber deswegen weder Drachen noch Hamlet zu existieren brauchen. Gleichzeitig scheinen aber Drachen und Hamlet doch auch irgendwie sein zu müssen. Denn wie könnte man sonst über sie sprechen und in den Sätzen etwas Wahres über die Welt aussagen wollen. Eine Lösung kann man darin sehen, daß man für die Existenzvoraussetzungen und für die Existenzaussage einen je verschiedenen Sinn des Ausdruckes „existiert“ annimmt. Wären nämlich in den obigen Sätzen nur *mögliche oder gedachte* Drachen oder ein nur *möglicher oder gedachter* Hamlet gemeint, denen im Prädikat die *reale Existenz* abgesprochen wird, dann wäre nur die mögliche oder gedachte, nicht aber die reale Existenz der Dinge vorausgesetzt, die durch die Subjekte angegeben werden¹⁵. Freilich unterscheiden sich dann die Existenzsätze wesentlich von gewöhnlichen Sätzen wie „Tiger brüllen“ und „Tiger zwitschern nicht“, da man in diesen Sätzen nach der kategorischen Interpretation offenbar nicht von möglichen oder gedachten Tigern sprechen will, sondern von realen. Denn nur solche geben Töne einer gewissen Art von sich, und außerdem ist nur bei diesem Verständnis die Wahrheit der Sätze zu beurteilen, da mögliche und gedachte Tiger sehr gut zwitschern könnten. Im Gegensatz zu den übrigen kategorisch verstandenen Sätzen müßten sich die Existenzsätze, und offensichtlich nur diese, auf

¹³ Vgl. dazu P. F. Strawson, On referring, in: Strawson, Logico-linguistic papers (London 1971) 1–6; derselbe, Introduction to logical theory (London 1952) 190–192.

¹⁴ Eine Systematisierung der Lösungswege findet sich bei R. L. Cartwright, ebd. 56–59; W. Carl, ebd. 30–35, 65–69.

¹⁵ Das ist bspw. Russells frühester Standpunkt, in: B. Russell, The principles of mathematics (Cambridge 1903) 43 f., 49, 449 f.; vgl die Kritik dazu in: W. V. Quine, On what there is, in: Quine, From a logical point of view (1953) 1–5; derselbe, Methods of logic (New York 1950) 197–202.

mögliche und gedachte Dinge beziehen. Folglich muß man zum Verständnis der Existenzsätze eine Art Idealwelt oder eine Sphäre unverwirklichter Possibilien annehmen, in der der zwitschernde Tiger, Hamlets, Drachen, Schweizer Könige und eine Unmenge möglicher oder gedachter Seiender vorkommen. Die Unzulässigkeit dieses Lösungswegs zeigt sich sehr deutlich in den Beispielsätzen „Primzahlen zwischen 113 und 127 existieren nicht“ und „die größte Primzahl existiert nicht“. Da nämlich aus den mathematischen Begriffen notwendig folgt, welche Primzahlen es gibt und welche nicht, ist der Ausweg über die nur möglichen Primzahlen abgeschnitten. Worüber sprechen dann aber die beiden Sätze, da es ja keine Primzahlen zwischen 113 und 127 und keine größte Primzahl gibt? Sagt man hier, daß es sich nur um gedachte Primzahlen handelt, dann muß man zugeben, daß man auch Unmögliches denken kann und daß es dann als Gedachtes in irgendeiner Weise doch ist. Man kann die beiden Sätze auch nicht einfachhin für sinnlos erklären, da es sich bei ihnen um Theoreme der Mathematik handelt. Alle diese Ausflüchte zeigen nur, daß man eine Lösung des Paradox nicht darin sehen kann, daß man die zweite Voraussetzung (P 2) bestreitet, daß man also die kategorische Deutung beibehält und die damit verbundenen Existenzvoraussetzungen beseitigt.

2. *Modifizierung der Existenzaussage*: Bestreitet man anstatt von P 2 die erste Prämisse, die zum Paradox der negativen Existenzsätze führt, so muß man das kategorische Verständnis bei diesen Sätzen modifizieren. Will man es jedoch nicht ganz aufgeben, so kann man davon ausgehen, daß ein Existenzsatz zwar über etwas spricht, aber nicht über das, was sein sprachliches Subjekt zu bezeichnen scheint. Man ist in diesem Falle gezwungen, zwischen sprachlicher und logischer Struktur der Existenzsätze zu unterscheiden. Man pflegt diesen Lösungsweg oft mit Kants Behauptung, daß die Existenz kein reales Prädikat ist, in Verbindung zu bringen. Man will aber über Kant insofern hinausgehen, als man auch das sprachliche Subjekt des Existenzsatzes nicht sein logisches Subjekt sein läßt. Dieser Lösungsweg hat die neuere logische Analyse eine längere Zeit hindurch weitgehend geprägt¹⁶. Man glaubte auf diese Weise sogar alle ontologischen Probleme grundsätzlich beseitigen zu können. Da in diesen die Existenzsätze meist wie gewöhnliche Subjekt-Prädikat-Sätze behandelt werden, meinte man, daß eine richtige Analyse dieser Sätze den meisten klassischen Problemen der Ontologie jede Diskussionsgrundlage entziehen würde.

Dieser Lösungsweg findet sich schon sehr klar bei Frege ausgesprochen¹⁷. Ein Satz wie „rechtwinklige, geradlinige, gleichseitige Dreiecke gibt es nicht“ soll nach Frege nicht über bestimmte Dreiecke sprechen, sondern nur über den Begriff des rechtwinkligen, geradlinigen, gleichseitigen Dreiecks, und von diesem sagen, daß nichts unter ihn fällt. Das gleiche Thema findet sich in vielen Varianten in der logischen und sprachanalytischen Literatur. Der Satz „Drachen gibt es nicht“ kann verstanden werden beispielsweise im Sinne von „unter den Begriff des Drachen fällt nichts“ oder „die Eigenschaft des Drachenseins ist nicht verwirklicht“ oder „der Umfang des Begriffs Drache ist leer“. Alle diese Varianten behalten das kategorische Verständnis bei, lassen aber den Existenzsatz über *Begriffe*, *Eigenschaften*, *Umfänge* u. a. sprechen, nicht aber über das, worauf sich das sprachliche Subjekt zu beziehen scheint. Außerdem erhalten die Ausdrücke „existiert“, „es gibt“,

¹⁶ Zu diesem Lösungsweg vgl. *A. J. Ayer*, *Language, truth, and logic* (London 1946²) 43 f.; *C. D. Broad*, *Religion, philosophy, and psychical research* (London 1953) 183; *W. Kneale*, *Is existence a predicate?*, in: *Proc. Arist. Soc.*, Suppl. Vol. 15 (1936) 161 f.; *G. Ryle*, *Systematically misleading expressions*, in: *Logic and language* (first ser.) ed. with an introd. by A. Flew (Oxford 1952) 15–20.

¹⁷ Vgl. *G. Frege*, *Die Grundlagen der Arithmetik* (Breslau 1884) 64–67; *derselbe*, *Über Begriff und Gegenstand*, in: *Vierteljahrsschr. f. wissensch. Phil.* 16 (1892) 199–201 (Kleine Schriften, 172–174); *derselbe*, *Über die Grundlagen der Geometrie II*, in: *Jahresber. d. Dtschen Math.-Vereinigung* 12 (1903) 371–374 (Kleine Schr., 269–271).

„es gibt nicht“ bei diesem Verständnis einen besonderen Sinn. Man kann gegen diese Auffassung einwenden, daß dadurch eine ungeheure Kluft zwischen den gewöhnlichen kategorisch verstandenen Sätzen und den Existenzsätzen aufgerissen wird. Denn nur die ersteren sprechen über das vom Subjekt Angezeigte, nicht aber die letzteren. Soll man wirklich annehmen, daß „Pferde existieren“ und „es gibt Sokrates“ nicht über Pferde oder über Sokrates, sondern nur über einen Begriff, eine Eigenschaft oder einen Begriffsumfang sprechen? Wenn ja, dann muß man natürlich die Existenz eines solchen Begriffs, eines Umfangs oder einer Eigenschaft voraussetzen, da nach unserer zweiten Prämisse (P 2) dasjenige existieren muß, worüber ich spreche. Damit ein Satz wie „Drachen existieren“ wahr oder falsch sein kann, muß man daher voraussetzen, daß es einen Begriff des Drachen, die Eigenschaft des Drachenseins oder eine ähnliche abstrakte Entität gibt. Wie aber muß ich dann den Existenzsatz „der Begriff des Drachen existiert“ oder „das Drachensein existiert“ verstehen? Das Problem scheint sich nur von den konkreten Existenzsätzen auf die abstrakten zu verschieben.

Frege selbst meinte wohl, diesen Konsequenzen durch einen zusätzlichen Gedanken entgegen zu können. Nach ihm wird zwar in den beiden Sätzen „Pferde existieren“ und „der Begriff des Pferdes ist erfüllt“ der gleiche Gedanke ausgedrückt. Trotzdem dürfen beide Sätze nicht einfach hin als gleichwertig betrachtet werden. Denn im ersten, der auch im Sinne von „es gibt etwas, das ein Pferd ist“, verstanden werden kann, behält der Ausdruck „Pferd“ seine prädikative Rolle. Im zweiten geht er jedoch als ein Bruchstück in den namenartigen Ausdruck „der Begriff des Pferdes“ ein. Nur dieser zweite Satz spricht über das durch „der Begriff des Pferdes“ Angezeigte wie über einen Gegenstand und setzt darum die Existenz dieses abstrakten Gegenstandes voraus. Von dem Satz „es gibt etwas, das ein Pferd ist“, gilt zwar, daß er über den Begriff des Pferdes spricht, aber in einer abgeleiteten Weise des Sprechens-über, bei der „ist ein Pferd“ prädikativ bleibt und nicht zum Subjekt des Satzes wird. Deshalb darf auch der Ausdruck „es gibt etwas, das . . .“ nur im analogen Sinne als Prädikat betrachtet werden, und ebenfalls darf man die Ausdrücke „es gibt“ und „existiert“ unter keinen Umständen den gewöhnlichen inhaltlichen Prädikaten gleichstellen, sondern man muß sie als Prädikate von Prädikaten, als *Prädikate zweiter Stufe* behandeln. Daraus folgt für Frege unmittelbar, daß „existiert“ niemals von einem Einzelding, niemals von einem Gegenstand ausgesagt werden kann und daß ein singulärer Existenzsatz wie „Sokrates existiert“ nicht wahr oder falsch ist, sondern grammatisch unmöglich und deshalb sinnlos. Freilich spricht eine so radikale Ausschaltung aller singulären Sätze gegen Freges Lösungsweg. Auch hier hat Frege schon auf einen möglichen Ausweg hingewiesen. Wenn ich „Julius Cäsar“ nicht als Gegenstandsnamen, sondern als (singuläres) Begriffswort an prädikativer Stelle verstehe, dann wäre ein Existenzsatz wie „es gibt etwas, das ein Mann mit Namen ‚Julius Cäsar‘ ist“, sinnvoll. Auf diese Weise wären auch die singulären Sätze diesem Lösungsweg einzuordnen. Ein Problem ergibt sich eigentlich nur, wenn man nach dem ontologischen Status der Begriffe erster Stufe fragt, über die „existiert“ als Prädikat zweiter Stufe etwas ausgesagt soll. Muß nicht ihre Existenz vorausgesetzt werden, und was ist das dann für eine Art Existenz?

Freges Gedanken sind von Russell und anderen weiterentwickelt worden, und zwar in zwei Richtungen: einmal hat sich das Interesse mehr und mehr von den Fregeschen Begriffen auf die rein sprachlichen Prädikate verlagert und gleichzeitig hat man die Prädikate zweiter Stufe auf andere Weise verstanden¹⁸. So sollen

¹⁸ Vgl. dazu *B. Russell*, On denoting, in: *Russell, Logic and knowledge* (London 1956) 41–56; *derselbe*, The philosophy of logical atomism, ebd. 228–234, 241–254; *G. E. Moore*, Is existence a predicate?, in: *Proc. Arist. Soc., Suppl. Vol. 15* (1936) 184 f.; *W. Carl*, ebd. 36–64.

nach Russell die Sätze „es gibt etwas, das ein Pferd ist“, „es gibt nichts, das ein Drache ist“, über sogenannte *propositional functions* von der Gestalt „x ist ein Pferd“, „x ist ein Drache“ sprechen und von ihnen aussagen, daß sie nicht immer falsch bzw. daß sie immer falsch sind. Russell hatte, wie auch Frege vor ihm, sehr gut erkannt, daß die Ausdrücke „es gibt etwas, das...“, „es gibt nichts, das...“ ganz eng mit den quantifizierenden Ausdrücken „für irgend etwas gilt, daß es...“, „für nichts gilt, daß es...“ wie auch mit „für alles gilt, daß es...“ zusammenhängen. Als er diese Ausdrücke mit „... ist manchmal wahr“, „... ist niemals wahr“, „... ist immer wahr“ übersetzte und sie wie Prädikate auf die propositional functions bezog, wollte er wohl den prädikativen Charakter dieser Ausdrücke betonen. Freilich ist bei ihm nicht ganz klar, worüber die betreffenden Sätze eigentlich sprechen, da er die propositional functions bald im sprachlichen Sinne als Prädikatausdrücke und bald als etwas Außersprachliches verstand. Erst später hat man hier Klarheit geschaffen und spricht in bezug auf Ausdrücke der folgenden Gestalt „x ist ein Pferd“, „y ist ein Drache“ von *offenen Sätzen* oder *Satzformen*. Auch hat man später immer mehr den Hinweis auf „wahr“ und „falsch“ bei der Übertragung der quantifizierenden Ausdrücke zu vermeiden versucht. Das Problem der singulären Existenzsätze, welches auch hier auftritt, wurde weitgehend durch Russells *theory of descriptions* mit ihren späteren Erweiterungen gelöst. Der Grundgedanke war auch hier, daß die singulären Ausdrücke alle im Sinne von singulären Prädikatausdrücken verstanden wurden.

Dieser Lösungsweg für das Paradox der negativen Existenzsätze, der von einer Modifizierung der ersten Prämisse (P 1) unter Beibehaltung eines kategorischen Grundverständnisses ausgeht, scheint somit einen zufriedenstellenden Abschluß gefunden zu haben. Ein Existenzsatz spricht also nicht mehr über das, was sein sprachliches Subjekt zu bezeichnen scheint, und man braucht deshalb auch nicht mehr die Existenz der betreffenden Dinge vorauszusetzen. Ein solcher Existenzsatz spricht aber auch nicht über eine Eigenschaft, über einen Begriff, über dessen Umfang oder über einen Fregeschen Begriff erster Stufe, deren Existenz man dann voraussetzen müßte. Vielmehr spricht er über einen prädikativen sprachlichen Ausdruck, dessen Existenz außer Zweifel steht, da er grundsätzlich zur Bildung des Existenzsatzes vorausgesetzt werden muß. Von diesem Sprachgebilde wird dann im Existenzsatz etwas ausgesagt, z. B. daß es kein Subjekt gibt, von dem es wahrheitsgemäß prädiert werden kann. Freilich befriedigt auch diese Lösung nicht ganz. Soll man wirklich annehmen, daß ein Existenzsatz bloß über sprachliche Gegebenheiten spricht und nichts über die außersprachliche Wirklichkeit sagt? Ja, hat der eigentliche Wirklichkeitsbezug nicht plötzlich in der Verwendung von „wahr“ einen Ausdruck gefunden, ohne daß man sagen kann, worüber eigentlich gesprochen wird?

3. *Beseitigung der Existenzaussage*: In den bisherigen Lösungsversuchen zum Paradox der negativen Existenzsätze ist immer noch ein kategorisches Grundverständnis, wenn auch in sehr modifizierter Form beibehalten worden. Dabei ist die inhaltliche Komponente des Existenzsatzes in einem, wenn auch ganz abgeleiteten Sinne als der Ausdruck dessen aufgefaßt worden, worüber im Satz gesprochen wird. Das hat jedoch schließlich dazu geführt, daß man entweder nichtaktualisierte Möglichkeiten, unwirkliches Gedachtes, ja sogar Unmögliches zulassen oder aber daß man die Existenz von Begriffen, Eigenschaften oder Umfängen voraussetzen muß, wenn man nicht dazu kommen will, daß ein Existenzsatz einfach nur über sprachliche Gegebenheiten spricht. Man kann nun aber noch einen weiteren Lösungsweg versuchen, bei dem man das kategorische Verständnis der Existenzsätze ganz aufgibt. Dieser Lösungsweg ist mit dem vorigen eng verbunden; er ist aber doch im Grunde sehr verschieden, da er dasjenige, worüber ein Existenzsatz spricht (sofern dieser

überhaupt über etwas spricht), nicht mehr von der inhaltlichen Komponente des Existenzsatzes her bestimmt sein läßt¹⁹.

Ein vorbereitender Schritt in diese Richtung ist die schon in der klassischen Logik entdeckte Entsprechung zwischen einem *Existenzsatz* und einem *partikulären Satz*. Anstatt zu sagen (1) „schwarze Schwäne existieren“ (bzw. „es gibt schwarze Schwäne“), kann man auch sagen (2) „irgendein Schwan ist schwarz“ oder aber (3) „irgendetwas Schwarzes ist ein Schwan“. Nimmt man nach dem kategorischen Verständnis an, daß man über dasjenige spricht, was durch das Subjekt eines Satzes zum Ausdruck gebracht oder bezeichnet wird, so müssen alle drei Sätze über etwas ganz Verschiedenes sprechen, und folglich nach unserer zweiten Prämisse (P 2) die Existenz ganz verschiedener Gegebenheiten voraussetzen. Denn während der erste über schwarze Schwäne spricht, sprechen der zweite und dritte nur über Schwäne oder nur über etwas Schwarzes. Man könnte hier annehmen, daß dieses Faktum zeigt, daß (1), (2) und (3) nicht gleichwertig sind. Man kann aber ebenso zur Auffassung kommen, daß die kategorische Interpretation diesen Sätzen eben nicht gerecht wird. Dies liegt deshalb nahe, weil auch nach der klassischen Logik eine *conversio simplex*, eine Verwandlung von (2) in (3) und umgekehrt logisch gültig und ohne Wahrheitsänderung durchführbar ist. Wenn aber die Existenz dessen, worüber ein Satz spricht, für die logischen Beziehungen zwischen Sätzen nicht eigentlich ausschlaggebend ist, so kann man sich fragen, welche Bedeutung das kategorische Verständnis bei solchen Sätzen überhaupt noch hat. Warum sollte es dann unerlaubt sein, (1) als logisch gleichwertig mit (2) oder auch mit (3) zu betrachten? Auf diese Weise lassen sich offenbar eine große Zahl von Existenzsätzen durch Übertragung in partikuläre Sätze beseitigen. Eine Folge davon wäre außerdem, daß ein negativer Existenzsatz wie „fleischfressende Kühe gibt es nicht“ keineswegs mehr zu einem Paradox Anlaß gibt, da man ihn ganz entsprechend in den verneinten partikulären Satz „nicht irgendeine (= keine) Kuh frißt Fleisch“ überführen kann, und so die ganze Frage hinfällig wird, worüber er eigentlich spricht.

Freilich läßt sich das angedeutete Verfahren nur durchführen, wenn die inhaltliche Komponente des Existenzsatzes mindestens zwei begriffliche Bestandteile enthält. Bei Sätzen wie „Pferde existieren“ und „es gibt keine Drachen“ kann man jedoch die inhaltliche Komponente unter Beachtung ihrer *Definition* in mehrere begriffliche Elemente auflösen und wird dann beispielsweise zu Sätzen wie „irgendein Tier ist ein Pferd“ und „kein Tier ist ein Drache“ gelangen. Freilich ist dieser Rückgriff auf die Definition und die ausdrückliche Erwähnung des vorher unausgesprochenen Begriffselements „Tier“ wenig erwünscht. Deshalb ist es weit weniger problematisch, wenn man einfach zu „irgend etwas ist ein Pferd“ und „nicht irgend etwas (= nichts) ist ein Drache“ übergeht. Dasselbe ist natürlich auch bei „es gibt schwarze Schwäne“ und „fleischfressende Kühe gibt es nicht“ möglich, die durch „irgend etwas ist ein Schwan und ist schwarz“ und „nichts ist eine Kuh und frißt Fleisch“ ersetzt werden können. Der Ausdruck „irgend etwas“ und seine Verneinung „nichts“ sind zwar die grammatischen Subjekte der Sätze. Aber eine genauere Analyse zeigt, daß sie keineswegs als einfache, wenn auch ganz unbestimmte logische Subjekte verstanden werden können. Die moderne Logik deutet sie als Quantifikatoren von der Gestalt „für irgendein x gilt, daß...“ (symbolisch „ $(\text{Ex}) \dots$ “) und „es ist nicht so, daß für irgendein x gilt, daß...“ (symbolisch „ $\sim (\text{Ex}) \dots$ “). Der positive Existenzsatz „Pferde existieren“ wird dann verstanden als „für irgendein x gilt, daß x ein Pferd ist“ und der negative „Drachen existieren nicht“ als

¹⁹ Man vgl. zu diesem Lösungsweg *G. Frege*, Nachgelassene Schriften (Hamburg 1969) 68–71; *W. Kneale*, Is existence a predicate?, in: *Proc. Arist. Soc.*, Suppl. Vol. 15 (1936) 158–164; *G. Ryle*, Systematically misleading expressions, in: *Logic and language* (first ser.) ed. with an introd. by A. Flew (Oxford 1952) 16–19; *P. T. Geach*, On what there is, in: *Proc. Arist. Soc.*, Suppl. Vol. 25 (1951) 125 f.; *W. Carl*, ebd. 73–79.

„es ist nicht so, daß für irgendein x gilt, daß x ein Drache ist“. Bei diesem Verständnis sollte man nicht mehr nach dem Subjekt suchen, über welches die Sätze sprechen und dessen Existenz man voraussetzen müßte. Auf jeden Fall setzt hier keiner der nichtsingulären Existenzsätze die Existenz inhaltlich bestimmter Gegebenheiten voraus.

Ein bisher ungelöstes Problem stellen nur noch die singulären Existenzsätze dar, da sie sich nicht einfach im gleichen Sinne behandeln lassen wie die nichtsingulären. Will man sie in entsprechender Weise verstehen, so muß man zwei Besonderheiten berücksichtigen. Zunächst einmal müssen in „Sokrates existiert“ und „Hamlet existiert nicht“ die sprachlichen Subjekte „Sokrates“ und „Hamlet“ als prädikative Ausdrücke verstanden werden. Das kann man durch den Rückgriff auf die Definition erreichen, indem man Sokrates als den Philosophen versteht, der Platons wichtigster Lehrer war oder der den Namen „Sokrates“ trägt. Gleichzeitig muß aber neben der Aussage, daß es wenigstens einen solchen Philosophen gibt, auch noch die Aussage stehen, daß es nur einen solchen gibt. Der Satz „Sokrates existiert“ muß darum in „für irgendein x und nur dieses x gilt, daß x ein Philosoph mit dem Namen ‚Sokrates‘ ist“ verwandelt werden. Man kann sogar die zusätzliche Komponente „Philosoph“ und den Hinweis auf den Namen beseitigen, wenn man sagt „für irgendein x und nur dieses x gilt, daß x Sokrates ist“. Dabei ist freilich notwendig, daß man den Ausdruck „ist Sokrates“ als ein Prädikat auffaßt. Außerdem muß man den Ausdruck „für irgendein x und nur dieses x gilt, daß . . .“ als einen Quantifikator besonderer Art betrachten, den man „*Einzigkeitsquantifikator*“ nennen könnte, sofern man ihn nicht mit Hilfe des Begriffes der Identität und des oben beschriebenen Quantifikators „(Ex)“ definieren will. Auch der negative singuläre Existenzsatz geht nach diesem Verfahren über in „es ist nicht so, daß für irgendein x und nur dieses x gilt, daß x Hamlet ist“. Letztlich sagt dieser Satz, daß es entweder niemanden oder mehrere Menschen von der Besonderheit des Hamlet gibt. Auch bei den singulären Existenzsätzen ist also nach diesem Verständnis nicht mehr die Existenz inhaltlich bestimmter Dinge vorausgesetzt.

Verwandelt man nach dem eben beschriebenen Verfahren die inhaltliche Komponente des Existenzsatzes, die ja als dessen grammatisches Subjekt auftritt, in einen prädikativen Ausdruck und versteht man den Prädikatausdruck „existiert“ als einen Quantifikator, so gibt man auch die kategorische Interpretation auf, wonach ein Existenzsatz über dasjenige spricht, was sein sprachliches Subjekt zu bezeichnen scheint, und man beseitigt gleichzeitig alle inhaltlich bestimmten Existenzvoraussetzungen. Dieses Verfahren hat unmittelbar zur Folge, daß das Paradox, welches sich aus dem kategorischen Verständnis der negativen Existenzsätze ergibt, eine Lösung findet, da es ja aus dem Zusammenstoß impliziter inhaltlicher Existenzvoraussetzungen mit der expliziten verneinten Existenzaussage folgt. Gleichzeitig entsteht aber an dieser Stelle die Frage, ob ein Existenzsatz überhaupt noch über etwas spricht und ob er überhaupt noch Existenzvoraussetzungen hat. Wenn nicht, dann wäre er vollständig von jedem Wirklichkeitsbezug gelöst und seine Wahrheit oder Falschheit wäre grundsätzlich davon unabhängig, ob etwas existiert oder nicht. Gerade diese Konsequenz scheint aber doch unrichtig zu sein.

IV. Existenzvoraussetzungen bei Existenzsätzen

Durch die Übersetzung aller Existenzsätze in partikuläre und letztlich in quantifizierte Sätze ist gleichzeitig auch der Übergang von der klassischen zur modernen Satzanalyse gekennzeichnet²⁰. In ihr werden jedoch nicht nur die Existenzsätze als

²⁰ Man vgl. zum Verständnis der Quantifikatoren und zu den damit verbundenen Existenzvoraussetzungen W. V. Quine, *On what there is*, in: Quine, *From a logical point of view* (1953) 12 f.; *derselbe*, *Methods of logic* (New York 1950) 83–88.

quantifizierte Sätze verstanden, sondern alle partikulären und generellen Sätze überhaupt. So wird ein partikulärer Satz wie „einige Menschen sind Philosophen“ im Sinne von „für irgendein x gilt, daß x ein Mensch ist und x ein Philosoph ist“ verstanden, ein genereller Satz wie „alle Menschen sind sterblich“ aber im Sinne von „für alle x gilt, wenn x ein Mensch ist, dann ist x sterblich“. Es dürfte kaum möglich sein, bei den so gedeuteten partikulären und generellen Sätzen das Subjekt zu finden. Denn die logische Struktur folgt nicht mehr dem Schema eines Subjekt-Prädikat-Satzes, ebensowenig wie ein „und“-Satz und ein hypothetischer Satz diesem Schema folgen. Es ist darum müßig, dasjenige zu suchen, worüber das Subjekt dieser Sätze spricht und dessen Existenz man voraussetzen müßte. Deshalb scheinen bei den generellen und den partikulären Sätzen wie auch bei den Existenzsätzen alle Existenzvoraussetzungen zu fehlen, da diese gewöhnlich von dem her bestimmt werden, worüber ein Satz spricht. Dies hat man wohl auch längere Zeit in der modernen Sprachanalyse gehofft oder wenigstens stillschweigend vorausgesetzt. Auf jeden Fall hat man sich mit dieser Frage, die ja eine Reihe philosophischer Aspekte in sich enthält, kaum befaßt. Erst in den letzten zwei Jahrzehnten ist man diesen Problemen nachgegangen und zu bedeutsamen Resultaten gelangt. Einige sollen hier noch kurz Erwähnung finden.

Ausgehend von dem quantifizierten Satz „für irgendein x gilt, daß x ein Pferd ist“ d. h. „irgend etwas ist ein Pferd“ kann man sich fragen, ob dieser Satz wahr oder falsch sein kann unabhängig von der Beschaffenheit der Wirklichkeit. Daß die Existenz von Pferden nicht für die Wahrheit oder Falschheit des Satzes vorausgesetzt zu werden braucht, ist leicht zu sehen. Denn gibt es Pferde in der Welt, dann wird der Satz wahr sein, gibt es keine Pferde in der Welt, dann wird er falsch sein. Auf jeden Fall ist er wahr oder falsch. Ganz offensichtlich ist auch die Existenz anderer inhaltlich bestimmter Gegebenheiten nicht für die Wahrheit oder Falschheit des Satzes notwendig. Eine neue Sicht ergibt sich jedoch, wenn man den Satz unter der Voraussetzung betrachtet, daß es überhaupt nichts gibt. Man sollte hier nicht einwenden, daß der Satz selbst und das Vorkommen eines Betrachters ein genügender Beweis sind für die Unsinnigkeit dieser Voraussetzung. Entscheidend ist es hier nur, den Satz unter der Voraussetzung zu sehen, daß es nichts gibt. Man erkennt dabei sehr leicht, daß der Quantifikator „für irgendein x gilt, daß . . .“ seinen Sinn verliert. Was bedeutet denn eigentlich der Ausdruck „irgendein x “, und wie soll man von einem x feststellen, ob es ein Pferd ist oder nicht, wenn es gar kein x gibt. Der Satz „irgend etwas ist ein Pferd“ ist also wahr oder falsch nur dann, wenn es überhaupt etwas gibt, von dem man freilich nicht zu wissen braucht, was oder wie beschaffen es ist. Gilt dies aber für den positiven Existenzsatz, so muß man dasselbe für den negativen „nichts ist ein Drache“ annehmen, da dieser nur den Satz „irgend etwas ist ein Drache“ verneint, der seinerseits die Existenz von wenigstens etwas voraussetzt.

Das Problem der Existenzvoraussetzungen ist damit in den inhaltlich gänzlich unbestimmten Quantifikator „(Ex)“ abgeschoben worden. Überall wo er auftritt, muß man voraussetzen, daß es überhaupt etwas gibt, daß die Welt also nicht leer ist, wie man oft in der logischen Literatur zu sagen pflegt. Daraus folgt natürlich unmittelbar, daß diese gleiche Existenzvoraussetzung bei allen quantifizierten Sätzen überhaupt zu machen ist, auch bei den generellen und partikulären. Da nämlich ein partikulärer Satz die gleiche logische Struktur besitzt wie die eben behandelten Sätze, so ist auch er nur dann wahr oder falsch, wenn es überhaupt etwas gibt. Dasselbe muß man sagen für einen verneinten partikulären Satz wie „kein Mensch ist viereckig“ also „ \sim (Ex) (x ist ein Mensch und x ist viereckig)“. Da dieser Satz aber logisch gleichwertig ist mit „alle Menschen sind nicht-viereckig“ d. h. „für alle x gilt, wenn x ein Mensch ist, dann ist x nicht-viereckig“, so läßt sich vermuten, daß auch ein genereller Satz die gleichen Existenzvoraussetzungen hat. Das wird noch deutlicher, wenn man beachtet, daß man nach den Regeln der modernen Stan-

dardlogik von „für alle x gilt, x ist grün oder nicht grün“ auf „für irgendein x gilt, daß x grün ist oder nicht grün“ schließen darf. Da der erste Satz als eine logische Wahrheit anzusehen ist, muß auch der zweite eine solche sein. Da der zweite aber nicht nur implizit voraussetzt, daß es überhaupt etwas gibt, sondern sogar darüber wahrheitsgemäß etwas explizit aussagt, so muß auch der erste die Existenz von irgend etwas wenigstens voraussetzen. Diese Beispiele zeigen schon, daß auch die moderne Logik keineswegs frei ist von allen Existenzvoraussetzungen, wenn sie auch keine Existenzvoraussetzungen inhaltlicher Art mehr macht wie die klassische Analyse, die von einem kategorischen Grundverständnis der Sätze ausging. Die moderne Logik setzt nämlich in ihrer Standardform voraus, daß es überhaupt etwas gibt, und man kann zeigen, daß diese Existenzvoraussetzung an die Verwendung quantifizierter Variablen gebunden ist.

Da man bei der Beschreibung dieser Existenzvoraussetzungen auch den Satz „wenigstens irgend etwas existiert“ verwendet, so erhebt sich erneut die Frage, ob man „existiert“ wirklich vollständig als prädikativen Ausdruck beseitigen kann. Solange ich freilich Sätze von der Gestalt „ A existiert“ und „ A 's existieren“ verwende, in denen „ A “ einen bestimmten Begriffsinhalt zum Ausdruck bringt, kann ich nach dem oben beschriebenen Verfahren den Ausdruck „existiert“ in einen Quantifikator überführen. Sobald ich jedoch den Satz „irgend etwas existiert“ bilde, ist dies nicht mehr möglich, da „irgend etwas“ selbst schon Quantifikator ist. Nun habe ich oben diesen Satz mehrfach bei der Beschreibung der Existenzvoraussetzungen von quantifizierten Sätzen verwendet, und, will ich diese Beschreibung nicht für sinnlos ansehen, so muß ich den Satz „irgend etwas existiert“ zulassen und bin gezwungen, „existiert“ als einen Prädikatausdruck einzuführen²¹. Jeder Versuch, diese Folgerung zu vermeiden, führt letztlich doch wieder auf das Gleiche hinaus. Auch kann man zeigen, daß die Einführung des Prädikatausdruckes „existiert“ nicht schon von sich aus das Paradox der Existenzaussagen mit sich bringt, sofern man inhaltliche Existenzsätze weiterhin grundsätzlich als quantifizierte Sätze versteht. Freilich handelt es sich bei dem Ausdruck „existiert“ um ein Prädikat besonderer Art, da eine Formel wie „ x existiert“ für jedes Subjekt wahr sein muß und infolgedessen gilt „für alle x gilt, daß x existiert“. Dagegen kann man nicht einwenden, daß „Hamlet existiert“ doch falsch ist. Dieser Satz ist ja inhaltlich bestimmt und muß in einen quantifizierten Satz überführt werden. Der Ausdruck „existiert“ ist als Prädikat überhaupt nur in solchen Sätzen notwendig, die keine inhaltlichen Ausdrücke enthalten. In allen anderen Fällen ist er entweder überflüssig oder muß in der oben beschriebenen Weise als Quantifikator gedeutet werden. Trotz aller dieser Besonderheiten kann man aber nicht einfach bestreiten, daß „existiert“ ein Prädikatausdruck ist.

Soviel dürfte aus diesen kurzen Andeutungen schon hervorgehen, daß die neueren Untersuchungen hinsichtlich der Existenzvoraussetzungen der Existenzsätze und der quantifizierten Sätze weitreichende Folgerungen für gewisse philosophische Probleme haben. Einerseits dürfte deutlich geworden sein, daß die moderne Logik nicht nur ein von der Wirklichkeit gelöstes Spiel mit Formeln ist, daß auch sie einen grundlegenden Realitätsbezug voraussetzt. Sodann hilft uns die Unterscheidung zwischen Existenzaussage und Existenzvoraussetzung zu größerer Klarheit darüber,

²¹ Zur Einführung eines Existenzprädikates vgl. *G. Nakhnikian* and *W. C. Salmon*, „Exists“ as a predicate, in: *PhRev* 66 (1957) 537–540; *C. Lejewski*, Logic and existence, in: *The Brit. Journ. for the phil. of sciences* 5 (1954/55) 104–114; *J. Shaffer*, Existence, predication, and the ontological argument, in: *Mind* n. s. 71 (1962) 311–318. – Zusammenfassende und weiterführende Darstellungen des gleichen Themas finden sich in: *R. Schock*, Logics without existence assumptions (Stockholm 1968) bes. 11–31; *R. Carls*, Idee und Menge. Der Aufbau einer kategorialen Ontologie (München 1974) bes. 375–416.

was in Sätzen direkt behauptet werden kann, und was, ohne behauptet zu werden, doch grundsätzlich vorausgesetzt werden muß, wenn Wahrheit und Falschheit möglich sein sollen. Schließlich hat der Übergang vom kategorischen zum modernen Satzverständnis zur Folge, daß man genauer zwischen einer inhaltlich-kategorialen Sprache und einer überkategorialen Sprache unterscheiden kann, und diese Unterscheidung muß eine Reihe von Konsequenzen für die Behandlung philosophisch-metaphysischer Fragen haben. Auf alle diese Fragen kann hier jedoch nicht genauer eingegangen werden. Für uns war es nur entscheidend zu zeigen, welche Folgerungen die Beseitigung der kategorischen Satzinterpretation für das Verständnis der Existenzsätze hat und wie sich dabei der Referenzpunkt für die Existenzvoraussetzungen von den inhaltlichen Komponenten der Existenzsätze auf die quantifizierten Variablen verschiebt.